

FVF
FORUM VORMÄRZ FORSCHUNG
Jahrbuch 2010

Literaturbetrieb und Verlagswesen
im Vormärz

AISTHESIS VERLAG

AV

Kuratorium:

Olaf Briese (Berlin), Erika Brokmann (Detmold), Birgit Bublies-Godau (Bochum), Claude Conter (Luxemburg), Norbert Otto Eke (Paderborn), Jürgen Fohrmann (Bonn), Gustav Frank (München) Martin Friedrich (Berlin), Bernd Füllner (Düsseldorf), Detlev Kopp (Bielefeld), Rainer Kolk (Bonn), Hans-Martin Kruckis (Bielefeld), Christian Liedtke (Düsseldorf), Harro Müller (New York), Maria Pormann (Köln), Rainer Rosenberg (Berlin), Peter Stein (Lüneburg), Florian Vaßen (Hannover), Michael Vogt (Bielefeld), Fritz Wahrenburg (Paderborn), Renate Werner (Münster)

FVF
FORUM VORMÄRZ FORSCHUNG

Jahrbuch 2010
16. Jahrgang

Literaturbetrieb und Verlagswesen
im Vormärz

herausgegeben von
Christian Liedtke

AISTHESIS VERLAG

Das FVF im Internet: www.vormaerz.de

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das FVF ist vom Finanzamt Bielefeld nach § 5 Abs. 1 mit Steuer-Nr. 305/0071/1500 als gemeinnützig anerkannt. Spenden sind steuerlich absetzbar.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge müssen nicht mit der Meinung der Redaktion übereinstimmen.

Redaktion: Detlev Kopp

© Aisthesis Verlag Bielefeld 2011
Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld
Satz: Germano Wallmann, www.geisterwort.de
Druck: docupoint GmbH, Magdeburg
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-89528-858-6
www.aisthesis.de

Universitätsvorlesungen auseinandersetzt, die er als Teil der „Sucht nach Vergnügungen“ (S. 99) deutet.

Beachtenswert ist aber nicht nur die hier bloß knapp angedeutete Themenvielfalt der Beiträge, sondern auch deren Schreibform. Gutzkows Texte sind typisch für die Mischtexte der Journalprosa der dreißiger Jahre: Sie integrieren verschiedenste Diskurse, kombinieren sachlich-objektive Beschreibungen mit narrativen Elementen, philosophischen oder subjektiv-launigen Reflexionen, wechseln zwischen auktorialem und personalem Fokus und entfalten dabei ein beachtliches Spektrum an Sprecher- und Adressatenrollen. Immer wieder fingiert sich Gutzkow dabei als ein Informationsvermittler, der direkten Kontakt zu seinen Quellen (z.B.: „mein Barbier“ (S. 85), „so eben erfahre ich“ (S. 52)) und in den häufigen direkten Adressierungen auch zu seinem Publikum hält, so dass der Nachrichtenfluss (noch) nicht als vom anonymen Medium, sondern als direkte Unterhaltung mit der Leserschaft erscheint.

An solchen Texten lässt sich dann minutiös verfolgen, wie Gutzkow mit der „Realität“ seiner Zeit umgeht: in der Auswahl der Themen, in den Formen der Präsentation und in der Einbettung in eine interpersonal geprägte Kommunikationssituation. Raschs Nachwort und Kommentar liefern zudem eine Fülle an Kontextinformationen: im Nachwort zur Stadtgeschichte Berlins, zur Zensur- und Pressegeschichte und zu Gutzkows Mitarbeit an den hier relevanten Zeitschriften, so dass sich Einblicke in die Genese des neuen Typus des Berufsschriftstellers gewinnen lassen. Der sorgfältige und instruktive Kommentar liefert vor allem Details zum umfangreichen Personal der Texte und zu lokalen und historischen Besonderheiten. Hier werden die personalen und institutionellen Vernetzungen im Presse-, Literatur- und Kulturbetrieb Berlins greifbar, und einmal mehr erweist sich, wie viel in den Kanonisierungsprozessen der diversen Geschichtsschreibungen verloren gegangen ist.

Madleen Podewski (Wuppertal)

Der Redaktionsbriefwechsel der Hallischen, Deutschen und Deutsch-Französischen Jahrbücher (1837-1844). 3 Bde., hg. v. Martin Hundt, Berlin: Akademie Verlag, 2010.

Die *Hallischen / Deutschen / Deutsch-Französischen Jahrbücher*, die Martin Hundt als *eine* Zeitschrift begreift, gehören unbestritten zu den bedeutenden Publikationen der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Sie waren Teil

einer Bewegung, die die 1848er Revolution mit vorbereitete und mit ihren Thesen noch weit in die zweite Hälfte des Jahrhunderts wirkte. 1972 erfuhr die *Hallischen* und *Deutschen Jahrbücher* als wichtiges Organ des deutschen Vormärz im Verlag Detlev Auvermann einen Nachdruck. Und auch die *Deutsch-Französischen Jahrbücher* wurden nachgedruckt – zuletzt 1967 in Darmstadt. 1981 legte Joachim Höppner noch eine modernisierte Textfassung mit Kommentaren der zwei einzigen Nummern der *Deutsch-Französischen Jahrbücher* vor.

2010 gesellt sich nun ein dreibändiges Konvolut aus dem Akademie Verlag dazu, in dessen Vorwort der Herausgeber Martin Hundt verspricht, dem Leser einen Schlüssel in die Hand zu geben für das Verständnis der Geisteswelt des deutschen Vormärz – dessen „Gesellschafts- und Wissenschaftsgeschichte“ (Vorwort, S. XXIII) –, die sich vor dem heutigen Leser der Jahrbücher ausbreitet. Versammelt hat er 1222 Briefe, die sich um die Redaktion der Jahrbücher ranken. Hundt fokussiert dabei nicht auf die Protagonisten der redaktionellen Arbeit, Arnold Ruge und Theodor Echtermeyer, Robert Prutz sowie Karl Marx. In den zwei Textbänden sammelte er akribisch sowohl das Redaktionsarchiv (also die eingehenden Briefe) als auch die Schreiben der Redakteure an ihre Autoren. Er setzt so die möglichst vollständige „Rekonstruktion eines Redaktionsbriefwechsels“ (Vorwort, S. XXVII) als Ziel der Edition. Ein Name steht dabei im Zentrum: Arnold Ruge, der in einem Brief – der Ouvertüre des von Hundt gesammelten Briefwechsels – an Adolf Stahr am 10. August 1837 die Motivation der *Hallischen Jahrbücher* zusammenfasst: „Ein neues Panier: ‚Unabhängige, wirkliche Kritik und aus dem Gesichtspunkt der Wissenschaft, aber auch eine wirkliche Historie der Trübungen des gegenwärtigen Geistes‘“ (Bd. 1, S. 3). Der Leser dieser Edition wird Zeuge der Geburt dieses Organs – der erwähnte Brief an Stahr datiert auf einen Zeitpunkt, der fünf Monate vor der Auslieferung der ersten Nummer der *Hallischen Jahrbücher* liegt. Er wird Zeuge des unermüdlichen Werbens Ruges und Echtermeyers um Autoren wie Ludwig Feuerbach, der noch im November 1837 eher zurückhaltend von Verpflichtungen gegenüber den „Berlinern“ (das sind die *Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik*, zu dieser Zeit Ruges direkte wissenschaftliche und publizistische Konkurrenz im Lager der Hegelianer) sowie von seinen „Eigenschaften [...], die *nicht* zu einem Journalisten passen“ (Bd. 1, S. 30), spricht, einen Monat später aber schon die ersten Manuskripte an Ruge sendet.

Ruge, der in der Korrespondenz nicht müde wurde zu betonen, dass „wir reine Hegelei, d.h. nur Philosophie nicht beabsichtigen“ (Bd. 1, S. 10), wollte

in der Geburtsstunde der *Hallischen Jahrbücher* niemanden ausgrenzen. Geistesgrößen, die besten und kritischen seiner Zeit, wollte er versammeln, und der Briefwechsel illustriert diesen Anspruch. Beeindruckend ist die Mitarbeiterliste (Bd. 1, S. 57ff.), mit der das Prospekt der Hallischen, beiliegend der ersten Nummer im Januar 1838, aufwartet. Beeindruckend jene Namen, die Hundt in den Briefbänden versammelt. Eine Bandbreite von Philosophen, Philologen, Theologen, Dichtern, Journalisten, Verlegern, Lehrern, Juristen, Ärzten und Naturwissenschaftlern ersten Ranges in ihrer Zeit. Natürlich verschreckten bald die Programmatik der Redaktion und deren Analyse zeitgenössischer Strömungen wie des Jungen Deutschlands einige Autoren. Die Hallischen und ihre Nachfolger wurden zu dem, was sie heute für uns sind, Dokumente des Junghegelianismus. Und der Briefwechsel ist eine wichtige Ergänzung zu den Artikeln. Einerseits finden sich dort Passagen aus den Beiträgen, die von der Zensur unterdrückt wurden, andererseits geben die Episteln Auskunft über die Themenfindung und die Intention der Autoren. Ja, sie sind ein Schlüssel zur Geisteswelt bedeutender Persönlichkeiten des 19. Jahrhunderts. Aber der Briefwechsel illustriert auch den Lebensweg jenes junghegelianischen Organs, und ein Stück weit des Junghegelianismus in seiner Gesamtheit. Er zeigt – um ein Bild Martin Hundts zu bemühen – den Kamm der „Oppositionswelle“ (Bd. 1, Vorwort, S. XXIV), die in den 40er Jahren durch die deutschen Staaten donnert, zeigt aber auch, wie die Welle bricht, aufläuft, zerstoben und eingedämmt wird. Ein immer stärker werdender Differenzierungsprozess innerhalb des Junghegelianismus und dessen Überwindung sowie die weltanschauliche Spaltung innerhalb der Autorenschaft und die ständig präsente staatliche Überwachung lassen die Jahrbücher nach Umbenennungen, Änderungen des Verlagsortes und Wiederbelebungsversuchen 1844 endgültig sterben. Der Briefwechsel gibt ein beredtes Bild davon.

15 Jahre unermüdlichen Sammelns liegen hinter dem Herausgeber Martin Hundt. Seine Motive: unbekannte, noch nie edierte Briefe (laut Herausgeber mehr als die Hälfte der nun publizierten Quellen), also in Archiven und Privatsammlungen verstaubende Autographen vor dem Verfall und damit die Wissenschaft vor dem Verlust dieser einzigartigen Dokumente bewahren; künftigen Forschergenerationen, denen – man muss schon „leider“ sagen – Hundt attestiert, kaum noch in der Lage zu sein, derartige Autographen zu lesen, diese Briefe zugänglich machen; die teilweise schwer auffindbaren, oft gekürzten, mit Editionsfehlern behafteten bereits publizierten Briefe zusammenfassen. Das alles natürlich unter den Prämissen einer historisch-kritischen Edition. In einem übersichtlichen, wenn auch wenig inspirierten

Satz werden die Briefe in zwei Bänden chronologisch geordnet und mit einem konzisen Kommentar dargeboten, der sinnvollerweise zwischen den Briefen verortet wurde, sodass eine schnelle Orientierung möglich ist, ohne den Zusammenhang der Briefe zu stören. Der dritte Band liefert dann auch die Verzeichnisse, die sowohl Angaben zu Korrespondenten und Autoren, anonymen und pseudonymen Artikeln der Jahrbücher als auch bibliographische Referenzen beinhalten. Zu würdigen ist auch das Personenregister, über das sich die Bände sehr gut erschließen lassen und dessen Vorhandensein aufgrund der Arbeitsintensität ein Signum der hohen Qualität der Edition ist.

Bei aller Anerkennung der editorischen Leistung Hundts wirft der dritte Band aber die Frage auf, warum der Herausgeber nun diese Quellensammlung mit zwei Aufsätzen – „Der Junghegelianismus im Spiegel der Briefe“ und „Ruges Versuch von 1857/58 zur Wiederbelebung der *Deutschen Jahrbücher*“ – verband. Insbesondere der erste Aufsatz wäre in einem Jahrbuch wie dem vorliegenden als Diskussionsbeitrag zur Junghegelianismus-Forschung besser aufgehoben als in einer historisch-kritischen Edition, in der sich meines Erachtens der Herausgeber weitestgehend einer Interpretation der von ihm gesammelten und aufbereiteten Quellen enthalten sollte. Natürlich ist es für den Nutzer einer Edition von Vorteil, auf das Wissen des Herausgebers zurückgreifen zu können, indem dieser die Quellen in einen Überlieferungs- und Forschungskontext einordnet und auch weiße Flecken der wissenschaftlichen Auseinandersetzung benennt. Doch Hundt geht über diesen hilfreichen Ansatz hinaus. In dem Aufsatz „Der Junghegelianismus im Spiegel der Briefe“ vertritt er zugleich Auffassungen, von denen man schon jetzt eines mit Sicherheit behaupten kann: Sie werden auf Widerspruch, bestenfalls nur auf Unverständnis stoßen. Das Problem besteht darin, dass Hundt in seinem Aufsatz einen sehr eigenwilligen Begriff des Junghegelianismus entwickelt, der mit tradierten Auffassungen nicht kompatibel ist, – und zwar unabhängig davon, ob die jeweiligen Autoren die reine Ideen- und Problemgeschichte in den Vordergrund stellten oder in ihren Analysen grundsätzlich davon ausgingen, dass philosophische Strömungen immer in einer bestimmten Beziehung zu den gesellschaftlichen Verhältnissen und politischen Bestrebungen stehen. Bei Hundt wird die philosophische Schule, die der Junghegelianismus nun einmal darstellt, zur Nebensache, Ideen- und Theoriebildung treten in den Hintergrund und verlieren ihre relative Selbstständigkeit. Das Politische, das Oppositionelle in der junghegelianischen Bewegung werden von ihm unzweideutig betont.

Das gelingt ihm in der Person Arnold Ruge. Er soll zu einer Zentralfigur, zu einem philosophischen, politischen und publizistischen „Leitwolf“ der junghegelianischen Bewegung stilisiert werden. Seine zentrale Rolle innerhalb der Redaktion der Jahrbücher meint Hundt mit der Herausgabe des „Redaktionsbriefwechsels“ umfangreich belegt zu haben. Damit besaß nach Ansicht des Autors nur Ruge, „der die Mehrzahl der hier versammelten Briefe entweder selbst schrieb oder erhielt“, das Informationsmonopol. Hundt schlussfolgert: „Aus dieser Tatsache, auf die in der Literatur bisher nicht verwiesen wurde, beruhte zu einem bedeutenden Teil seine führende Rolle in der junghegelianischen Bewegung.“ (Bd. 3, S. 7) Sieht man nun in den veröffentlichten und stets aktualisierten Mitarbeiterlisten der Jahrbücher wie Hundt den „Keim einer Parteibildung“ (Bd. 3, S. 28), so wird klar, was Ruge – überspitzt formuliert – sein soll: ein Parteiführer. Gerade das Organisatorische wird von Hundt hervorgehoben. Mit merkwürdigen Konsequenzen für die Frage „Wer war Junghegelianer?“. Denn der Autor will nun auch Bettina von Arnim – und so manchen anderen – zum Junghegelianismus zählen (Bd. 3, S. 38), während Fürst Pückler-Muskau bei ihm in einem „breiten Kreis von Sympathisanten“ (Bd. 3, S. 34) junghegelianischen Denkens auftaucht. Legt nicht die Fülle der Namen, die Hundt in diesem Zusammenhang aufführt und bei deren Nennung er verabsäumt zu sagen, was sie überhaupt mit Hegel und der Auseinandersetzung mit seiner Philosophie zu tun haben, den Verdacht nahe, dass Hundt den Kreis der Junghegelianer mit dem viel breiteren der bürgerlich-demokratischen Opposition im Vormärz gleichsetzt?

Bleibt derart der Begriff des Junghegelianismus unbestimmt und sehr weit gefasst, so weiß Hundt aber auf der anderen Seite recht genau, wer nicht in den Kreis der Junghegelianer gehört: Bruno Bauer, der über einen langen Zeitraum eine der zentralen Figuren der linken Hegelianer war. Hundt entwirft nämlich in ihm einen Gegen-Ruge und einen „Totengräber“ (Bd. 3, S. 43) der junghegelianischen Bewegung. Ungeachtet der vielen mit unterschiedlicher Intensität geführten Auseinandersetzungen, die schon früh eine gewisse Zentrifugalkraft im junghegelianischen Kreis besaßen, stellt der Autor den Konflikt Ruges mit den „Berliner Freien“ in das Zentrum seiner Betrachtungen über das Ende des Junghegelianismus. Bauer versetzte durch seinen Radikalismus und seinen Atheismus einer Bewegung den Todesstoß, die nach Hundt in erster Linie Rugescher Prägung war. Damit engt Hundt den Begriff des Junghegelianismus wiederum stark ein, sodass wichtige Protagonisten der nachhegelschen Philosophie in ihm keinen Platz mehr finden.

Der „Gewinn“ für Hundt ist die Aufwertung Ruges als Philosoph, Publizist und Politiker, um nicht zu sagen „Parteiführer“. Der „Verlust“ für die Forschung, würde diese den Auffassungen Hundts folgen, wäre die Negation einer auf Vielfalt gegründeten philosophischen, literarischen und politischen Bewegung, deren Akteure sich aneinander rieben, dadurch ein Klima der Inspiration schufen und in ihren oft bis an die Grenzen des Persönlichen geführten Auseinandersetzungen eine Reihe wertvoller und bleibender Einsichten gewannen.

Dieser pointierte Einspruch kann aber letztendlich nicht die editorische Leistung mindern, die Martin Hundt mit den drei Bänden vollbrachte. Diese werden ihren Platz als wichtiges Arbeitsmittel in der Forschung behaupten und bedeutend für das Quellenstudium auf dem Gebiet des gesamten Vormärz und speziell der junghegelianischen Philosophie sein.

Hendrik Stein (Berlin)

Im Streben „nach Einfluß aufs Ganze“: Louise Ottos Tagebücher aus den Jahren 1849-1857. Herausgegeben und kommentiert von Irina Hundt (= Louise-Otto-Peters-Jahrbuch, Bd.3/2009.) Beucha: Sax-Verlag, 2010.

„Oh Himmel hilf Du mir! verlaß mich nicht! [...] Sei Du mit mir - wenn ich aus Sorg u. Noth schreie, daß ich nicht darin versinke!“ So endet das nun veröffentlichte Fragment des Tagebuchs der Demokratin und Frauenrechtlerin Louise Otto, das im Archiv des von ihr im Jahr 1865 mit gegründeten Allgemeinen Deutschen Frauenvereins (ADF) erhalten blieb, aber dort von den führenden Frauen, darunter Helene Lange und Gertrud Bäumer, systematisch unter Verschluss gehalten wurde. Zu sehr rührt das aus den Tagebüchern sichtbar werdende Leben Louise Ottos mit seinen vielfältigen Problemen und ihre zerrissene, auch depressive Züge zeigende Persönlichkeit an das von ihr selbst und ihren Nachfolgerinnen in der Leitung des ADF kultivierte Idealbild einer überlegenen frauenpolitischen Organisatorin und Schriftstellerin.

Die vorliegenden Tagebücher beginnen Ende Juni 1849 in der Endphase der Revolution und enden im Herbst 1857 inmitten einer ernsten Krise der Beziehung Louise Ottos zu August Peters, der als Teilnehmer der Revolutionskämpfe vom Juli 1849 bis zum Juli 1856 in verschiedenen Haftanstalten einsaß und sich nun einem jungen, unbedarften Mädchen zuwenden wollte. Louise Otto war die zentrale Kontaktperson und Stütze Peters' während der